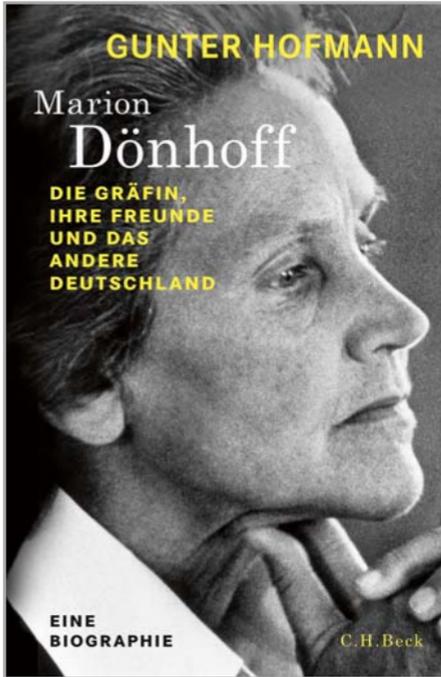


Unverkäufliche Leseprobe



Gunter Hofmann

Marion Dönhoff

Die Gräfin, ihre Freunde und das andere
Deutschland

2019. S 480., mit 29 Abbildungen

ISBN 978-3-406-72592-0

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/24098281>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Gunter Hofmann

Marion Dönhoff

Die Gräfin,
ihre Freunde
und das
andere Deutschland

Eine Biographie

C.H.Beck

Mit 29 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Portrait 1979, © ullstein bild, Berlin

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 72592 0

www.cbbeck.de

Für Adam Krzemiński

*«Ich war in meinen Gefühlen sehr hin- und hergerissen:
einerseits trauerte ich den alten Bräuchen nach, in anderer
Beziehung konnte mir die Veränderung der Welt gar nicht
rasch genug gehen.»*

*«Freundschaft war für mich neben Freiheit immer das
Wichtigste.»*

Marion Dönhoff

Inhalt

«Mit Kant war man sich einig, dass es unsere Pflicht ist, nicht Bücher, sondern einen Charakter zu entwerfen, und nicht Schlachten und Provinzen, sondern Ordnung und Ruhe in unserem Verhalten zu gewinnen»

Eine Annäherung 11

I «Und dann begann der Auszug aus dem gelobten Land»

Eine Art Stunde Null 25

II «Der Versuch, das 19. Jahrhundert geistig zu überwinden»

In memoriam 20. Juli 1944 43

III «Auf den Barrikaden sehen wir uns wieder»

Der erste Kreis der Freunde 49

IV «Ich habe einen Sack Carotten mitgebracht, und an denen nage ich zwischendurch»

Lehr- und Wanderjahre 89

V «Wenn Carl Schmitt jemals in der ZEIT schreibt, bin ich nicht länger da»

Spreu und Weizen 137

VI «Wer einmal die Flamme umschritt»

Der zweite Kreis der Freunde 177

- VII «Ein Kreuz auf Preußens Grab»
Die Journalistin im Sattel 277
- VIII «Sie gehörte schon in die Welt des 20. Juli, aber geistig»
Ralf Dahrendorf, die Protestantische Mafia und der dritte Kreis der Freunde 307
- IX «Sehr geehrter Herr Wehler, Ihren Artikel über die preußischen Junker, die Sie als Steigbügelhalter Hitlers bezeichnen, fand ich schon überraschend»
Das Lebensleitmotiv 331
- X «Die Frau, die emsig wie leise am Schleier der Selbstmythisierung wob»
Fritz J. Raddatz 375
- XI «Die verlogene Moralität der FAZ wird immer unerträglicher»
Joachim Fest versus Marion Dönhoff 389
- XII «Zivilisiert den Kapitalismus» – seit 1230
Die Dissertation 1935 und das Zeitalter der Globalisierung 401
- XIII «Ich habe nie gedacht, dass es so etwas gibt»
Das Unfassbare, das Unerreichbare 415
- Anmerkungen 439
Dank 469
Bildnachweis 471
Register 473

«Mit Kant war man sich einig, dass es unsere Pflicht ist, nicht Bücher, sondern einen Charakter zu entwerfen, und nicht Schlachten und Provinzen, sondern Ordnung und Ruhe in unserem Verhalten zu gewinnen»

Eine Annäherung

Die Frau, Jahrgang 1909, die wir «Gräfin» nannten, kam nicht als Liberale und nicht als Journalistin zur Welt. Nichts war prädestiniert. Sie musste sich erobern, was sie wurde. Sie kam aus einer unvorstellbar anderen Welt. Je näher ich hinsah auf ihren Lernprozess, umso klarer wurde mir: Ein Buch über das Leben in so vielen Zeitzonen, das politische Erwachen, den intellektuellen Werdegang von Marion Dönhoff würde auch eines darüber sein, wie die Bundesrepublik wurde, was sie ist. Beides schien auf eigentümliche Weise eng miteinander verflochten.

Nichts verlief nach Plan. Ohne Hitler hätte sie wohl das Leben einer Gutsverwalterin auf Schloss Friedrichstein oder Quittainen (das rund 120 Kilometer westlich vom ehemaligen Königsberg liegt) im äußersten Winkel des Reiches weitergelebt. Hitlers Überfall auf Polen, der Einmarsch der Deutschen in die Sowjetunion, der Verlust der Heimat änderten alles. Sie musste sich nach 1945 selbst neu erschaffen. Aber im kargen Gepäck beim Ritt in den Westen brachte sie dazu mehr mit, als es auf den ersten Blick scheinen mochte. Von dem, was sie mitbrachte und was sie daraus machte, möchte ich berichten. Aber auch davon, dass die Bundesrepublik, Jahrgang 1949,

gleichfalls nicht fertig war und nicht liberal. Ein großes Selbstverständigungsgespräch ging dem voraus, an dem sie sich auf ihre Weise beteiligte. Früh hörte man dabei ihre Stimme heraus. Solche Stimmen machten die Republik zu dem, was sie wurde.

Kennengelernt habe ich sie, als sie längst schon die Reputation der großen Dame des Journalismus genoss, als publizistisch-moralische Instanz der Bundesrepublik. Sechzig Jahre alt war sie damals. Es gab ein öffentliches Bild von ihr, das sie zweifellos mitgeprägt hatte. Auffallend schien mir, dass sie keinen Unterschied zwischen öffentlich und privat machte. Sie gab nur den Blick auf diese *eine* Marion Dönhoff frei. Selbstbewusst und uneitel zugleich wirkte sie. Brennend interessiert war sie an allem Politischen. Auch Männer, die Macht hatten, konnten sie anziehen: Henry Kissinger, Michail Gorbatschow, Helmut Schmidt ... Von solchen Gesprächen konnte sie lange erzählen und schwärmen. Zwischen Washington, Moskau, Warschau oder Johannesburg bewegte sie sich wie zu Hause, die intelligenten Köpfe hinter den Kulissen – Walt Rostow, Valentin Falin, Egon Bahr, George Kennan, Zbigniew Brzeziński – schienen sie jedoch oft mehr zu interessieren als diejenigen an der Spitze und im Rampenlicht. Zur Welt der Politik, in der es vorwiegend um Image, Inszenierung, Taktik und Wirkung ging, hielt sie Distanz. Ohne sie konnte ich mir die ZEIT bald schon schwerlich vorstellen. Ich wusste nicht, warum.

Sie kam die paar Schritte aus ihrem Arbeitszimmer im sechsten Stock herüber, nahm im kleinen Konferenzraum Platz auf dem Stuhl, der immer für sie freigehalten wurde, man spürte, sie war hier zu Hause. Sie verkündigte nichts *ex cathedra*, sie redete einfach mit, sparsam, leise, unüberhörbar. Sie war von hoher Präsenz. Gute dreißig Jahre habe ich sie so erlebt. Es war nicht zu übersehen: Niemand sonst stand ihr *on the job* ähnlich nahe wie Theo Sommer, ihr Nachfolger als Chefredakteur, der sie «Marion» nannte und ihr an Weltläufigkeit nicht nachstand, sowie Haug von Kuenheim, sein Stellvertreter, der auf privilegierte Weise ihr Vertrauen genoss. Beim sonntäglichen Spaziergang an der Elbe, zu dem sie ihn regelmäßig einlud, tauschten sie sich gern aus – über die politischen Weltläufte und vor allem über die ZEIT, allzu Privates blieb ausgespart. Sie

brauchte das dennoch. Vielleicht, weil er als einziger im Kollegium eine Brücke bildete zur Welt, aus der sie kam. Helmut Schmidt, den sie schätzte, als Politiker wie als Herausgeber an ihrer Seite, war ein Fall für sich; es blieb auf beiden Seiten respektvolle Distanz.

Vor Augen habe ich sie, als sie nach ihrem 90. Geburtstag einer Einladung Gerhard Schröders ins neue Kanzleramt in Berlin folgte. Sie ließ sich – neugierig wie gewohnt – vieles zeigen, den Kabinettsaal, die Kanzlerportraits in der Lobby, sein Arbeitszimmer mit den erlesenen Bildern befreundeter Künstler, die breite Veranda mit Blick zum Tiergarten, schließlich die Privaträume, die ihr doch arg klein vorkamen für einen deutschen Regierungschef. Zum Mittagessen hinterher saß sie ihm dann, unauffällig elegant und strahlender Laune, am Tisch im Restaurant des Hotels Adlon gegenüber. Ich entsinne mich, wie sie ihm einfache, vielleicht sollte man besser sagen: naive politische Fragen stellte. Direkt, immer gleich zum Punkt. Hat er eine Idee, wie das Verhältnis zu Russland verbessert werden kann? Lässt sich im Nahen Osten vielleicht doch einmal ein dauerhafter Frieden erreichen? Welche Folgen wird die militärische Intervention des Westens am Kosovo haben? Und Präsident Clinton, wie schätzt er ihn ein? Was man so wissen möchte von einem verantwortlichen Politiker, aber meist doch nicht fragt.

Tapfer, galant und ungewohnt geduldig versuchte der Gastgeber beim Essen, der Blick ging auf den Pariser Platz und auf das Brandenburger Tor, der alten Dame nach bestem Gewissen Rede und Antwort zu stehen. In ihren Augen bestand er. Überrascht übrigens war sie nicht von dieser Einladung, wie mir schien. Seit Jahrzehnten war sie es gewohnt, dass ihr die Türen in aller Welt offenstanden, sie musste erst gar nicht anklopfen. Soweit handelte es sich um einen normalen Tag im Leben der Journalistin Marion Dönhoff. Natürlich freute sie sich und wusste die Ehre zu schätzen, zudem wünschte sie gerade Schröder und seiner rot-grünen Koalition mit Joschka Fischer ohnehin viel Glück. Die Kohl-Ära war vorbei, endlich. Sie atmete auf, unter einer guten Regierung hatte sie sich etwas anderes vorgestellt, so glücklich sie auch über seinen entschiedenen Kurs nach dem Mauerfall in Richtung Einheit und seine europäische Grundhaltung war.

Kohl selber hatte als Kanzler früh öffentlich abschätzigte Bemerkungen über sie gemacht, er zählte sie zur Weizsäcker-Republik, von der er sich nicht akzeptiert fühlte. Sie hingegen erhoffte sich jetzt, 1998, von den Nachfolgern etwas Neues, obwohl sie sich mit den grünen Blumenkindern nur sehr langsam hatte anfreunden können, Angst vor Experimenten aber hatte sie nicht, wie sich einmal mehr zeigen sollte – sie liebte solche Anfänge, noch mit neunzig. Konservativ war sie als junge Frau, nicht jetzt.

Welche Einheit es werden solle, darüber allerdings hätte sie wohl gestritten – sie sympathisierte mit Richard von Weizsäckers Wort vom «Innehalten», das darauf abzielte, über etwas gemeinsam Neues nachzudenken und den Osten nicht mit Westhochmut und Westdominanz einfach zu überrumpeln. Vielleicht könnte man so einem anderen, dritten Deutschland nahe kommen? Sie wünschte es sich sehr. Noch 1995, in der «Mittwochgesellschaft», die sie ins Leben rief, verfolgte sie mit ihrem Freund Richard diese Spur. Alles vergebens, nicht nur Kohl stand dem entgegen, die deutschen Verhältnisse insgesamt ließen einen derart grundsätzlichen Anfang nicht zu.

Vor Augen habe ich sie, wie sie hereinschneite ins Hauptstadtbüro und sich erkundigte, ob ein Zimmer frei wäre für sie, sie müsse noch rasch einen Artikel schreiben. Sie verschwand, schrieb konzentriert mit der Hand in zierlichen Lettern, diktierte den Text dann ohne Hektik in die Olivetti, und erschien nach spätestens einer Stunde strahlend mit einer fertigen Fassung, die wir gern lesen könnten. Ich wunderte mich, weil sie nichts daran korrigierte, kein Komma.

Sie besaß die Gabe, über die auch talentierte Politiker verfügen, komplexe Sachverhalte traumwandlerisch sicher auf ihren Kern zu reduzieren. Sie war eine Stimmensammlerin, nicht nur in den Konferenzen, Stimmen ernst zu nehmen war eine Lebenshaltung. Stimmen ließ sie zu Worte kommen in ihren Reportagen, Stimmen amerikanischer Farmer, arabischer Scheichs, indischer Abenteurer, Stimmen von Zukurzgekommenen, von Intellektuellen, von unbekanntem Politikern, von führenden Staatsmännern. Möglichst im Wortlaut gab sie gern wieder, was sie gehört hatte, wenn sie ihr Vis-

à-vis ernst nahm. Das blieb ihr journalistischer Ansatz bis zuletzt. Sie wollte lernen, fair rapportieren, aber dann auch klar Stellung nehmen, wenn nötig.

Als private Marion Dönhoff, die es zweifellos gab, bekam unser-eins sie gar nicht zu sehen. Die Frau also, die auf die Frage, was sie in ihrer Freizeit mache, einmal antwortete, «ich wurschtele so vor mich hin»; die sich stets unter Kontrolle hatte, aber ihrem Hund Basra schier alles erlaubte; oder die, wie gern kolportiert wurde, morgens in ihrem Porsche in einem Tempo ins Büro fuhr, als gelten keinerlei Regeln für sie. Vor Augen habe ich, wie sie immer gleich zur Sache kam im Gespräch, direkt, freundlich, uneitel, von Kopf bis Fuß auf Politik eingestellt. Neugierig fragte sie bis ins hohe Alter, wenn sie nach Bonn kam, wen sie denn kennenlernen müsse, wen zu sprechen sich lohne, wer interessant sei unter den Grünen, oder welche jungen Abgeordneten, die wirklich etwas zu sagen haben ... Auf autonome Urteile war sie begierig, nicht auf die konventionellen Meinungen, kennenlernen wollte sie gerade auch die bunten Vögel, die Exzentriker, die sich den Schablonen entziehen.

Ungeduldig, ungnädig und streng bleibt sie aber auch in Erinnerung, wenn sie Maßstäbe bedroht sah, oder Freundschaften in Frage gestellt wurden, an denen ihr Herz hing. Vorbehaltlos konnte sie dann plötzlich Partei ergreifen. In der Regel jedoch verstand sie sich als Moderatorin. Jeder sollte sich sein eigenes Urteil bilden können. Am Ende allerdings musste sich die Zeitung in großen Kontroversen natürlich auch selbst positionieren. Bloß keine billigen Kompromissformeln, keine Anbiederei! Marketingjournalismus blieb ihr ein Horror, eigentlich erkannte sie das gar nicht als Journalismus an. Ihre Zeitung sollte natürlich erfolgreich sein, aber den Erfolg durfte sie sich nicht kaufen, indem sie auf Auflage schielte, auf Popularität als Selbstzweck. Eisern war sie davon überzeugt, Eigensinnigkeit sei die wahre Erfolgsgarantie für ein anspruchsvolles Blatt.

Geduldig und lebhaft nahm sie noch im hohen Alter regelmäßig über ein ganzes Wochenende teil am Müggelsee-Kreis mit ost- und westdeutschen Journalisten, Theologen, Schriftstellern, unter der behutsamen Regie Horst-Eberhard Richters, des unvergessenen



Im Cabrio durchquerte sie Mitte der dreißiger Jahre zusammen mit ihrer älteren Schwester Yvonne halb Europa – von Friedrichstein nach Albanien. Auf Reisen blieb sie ihr Leben lang.

Psychoanalytikers, der als Mitscherlich-Nachfolger zu den herausragenden Intellektuellen der Republik gehörte. Christa Wolf, Christoph Hein, Antje Vollmer, Oskar Lafontaine, Friedrich Schorlemmer saßen in der Runde. Am liebsten intervenierte sie mit klaren Fragen. Vor Augen habe ich, wie sie neben Richard von Weizsäcker Platz nahm, wie sich die beiden Bälle zuwarfen in den Debatten; eine Andeutung, ein Wort genügte, und sie wussten, worauf der andere jeweils hinauswollte. Hinterher verabredeten sie sich dann noch gutgelaunt auf einen Tee unter vier Augen im Kempinski am Kurfürstendamm.

Vor Augen habe ich, wie wir sie zu einem Gespräch anlässlich ihres 80. Geburtstages in ihrem Büro heimsuchten, prall gefüllt mit Büchern, Gemälden, Fotos. Eine Flasche ausgesuchten Rotweins brachten wir mit zum Gespräch über ihre Lebensgeschichte. Aber

sie selber holte bereits einen Champagner hinter dem Vorhang hervor mit den Worten, es sei doch ein schöner Anlass, gemeinsam anzustoßen. Viel gelacht wurde bei dieser Gelegenheit. Das Bild einer heiteren, alterslos neugierigen Journalistin blieb mir haften.

Schreiben und Leben, so behalte ich sie ohnedies in Erinnerung, flossen auf ungewöhnliche Art ineinander bei ihr. Der Stil, in dem sie schrieb, ähnelte ihrer Art zu fotografieren; sie hatte einen Blick für das Wesentliche, ohne Schnörkel, das Bild sollte für sich sprechen. Schwarz-weiß. Nur wenn sie über Seen, Wälder, den Himmel in Masuren, über das Reiten und Jagen schrieb, damals, glitt sie davon und selbst die Sprache verfärbte sich. Ihre Liebe zur Leica, nebenbei, teilte sie mit namhaften Avantgarde-Fotografen wie László Moholy-Nagy, Dora Maar, André Kertész; sie alle benutzten diese innovative Kleinbildkamera im 24 mal 36 Millimeter-Format. Ihr Vater schenkte sie ihr 1928 zum Abitur.

Sie liebte es, zu schreiben. Auffallend locker ging ihr das von der Hand. Oder sie diktierte, und nutzte dabei ein paar Notizen, die sie sich mit dem Bleistift gemacht hatte. Sie war, was ihr bei der Geburt 1909 in Friedrichstein niemand vorausgesagt hätte, eine leidenschaftliche Journalistin geworden, bei der «einzig lesbaren Zeitung Deutschlands», wie sie einmal überschwänglich ihrem Freund Carl Jacob Burckhardt gestand.

«Aus einer anderen Welt» komme die Gräfin, notierte Gustav Seibt (Jahrgang 1959) einfühlsam nach einem TV-Gespräch zwischen Joachim Fuchsberger und ihr. Siebenhundert Jahre Familientradition, fügte er hinzu, habe sie bei ihrem Ritt in den Westen mitgebracht, ein «Ethos der Pflicht». Sie habe – seit 1946 bei der ZEIT – «ein anständiges Deutschland aufbauen, eine gute Zeitung machen» wollen, Worte, die heute kaum jemand über die Lippen brächte, weil sie zu pathetisch klingen, wie er hinzusetzte. «Völlig wurscht» sei ihr, dass sie die «rote Gräfin» genannt wurde, hatte sie dem Interviewer zudem auch noch ins Gesicht gesagt. Es lief nicht gut zwischen den beiden. Als Fuchsberger ihr etwas zu aufdringlich das Glas Wein auf dem Tisch empfahl, erwiderte sie kühl: «Ich trinke nur ohne Befehl.» Und was bedeutet Adel für sie? Treuhänder seines

Besitzes sei man, antwortete sie, «man ist eingespannt in eine Kontinuität». «Man», sagte sie, nicht «ich».¹ Eingespannt in eine Kontinuität, das klang so, als käme sie von einem fernen Planeten und schwebe über der Realität. Aber zugleich, das war Seibt nicht entgangen, stand sie mit beiden Füßen auf dem Boden. In seinem kurzen empathischen Text hatte er mehr erahnt als viele, die das Phänomen Dönhoff zu erklären versuchten.

Ein «Spiegelsystem» habe sie erfunden, so Ralf Dahrendorf (Jahrgang 1929), und innerhalb dieses Systems habe sie alles Mögliche machen können, sie bewegte sich frei, blieb sich treu und behielt ihr Geheimnis für sich. Man hatte sie vor Augen und sah sie dennoch nicht unmittelbar. Die erste Hälfte ihres Lebens habe sie in einem Grauschleier gelassen, «oder Nebel, oder Dunst, und das auch durchgehalten». Auf den Einwand, sie habe doch ein Buch über ihre Kindheit geschrieben, gab Dahrendorf zu bedenken: «Das ist ja fabelhaft. Es gibt ja nichts Besseres, die Leute abzulenken von der eigenen Geschichte, als über die Kindheit zu schreiben.»²

Hatte sie sich nicht in einem Gespräch mit Punks gelegentlich darüber gewundert, dass diese immer von «Selbstverwirklichung» sprachen? Sie interessiere das überhaupt nicht, warf sie zu deren Verblüffung ein, sie wisse doch nicht einmal, «was ich selbst bin».³ Haug von Kuenheim bewahrte sich einen Zettel auf, auf dem sie handschriftlich festgehalten hatte: «Ich bin nie, weder als junger Mensch noch als Erwachsene je darauf gekommen, über Selbstverwirklichung nachzudenken. Es gab immer Aufgaben und die mußte man machen!»

Ihr Neffe Friedrich übrigens zögerte nicht in Sachen Heirat und Familie. Auf seine Frage, warum sie nie einen der Männer ehelichte, die sie doch offenkundig verehrten, erwiderte sie fröhlich: «Einer hat über lange Zeit immer wieder gesagt, ich müsse ihn heiraten. Dann hat es mir irgendwann gereicht, und ich habe zu ihm gesagt: <Gut, wir ziehen Streichhölzer.> Und ich habe das Richtige gezogen! Dabei lachte sie. <Wenn ich geheiratet hätte, hätte ich mein Leben so nicht führen können.»⁴ Einer? Den Namen des Pechvogels nannte sie nicht (der «Pechvogel» war ein entfernter, sehr wohlhabender Verwandter in der Schweiz, Thiele-Winckler). Gerne möchte man

wissen, was sie gemacht hätte, hätte sie das «falsche» Streichholz gezogen.

Europäisch und transatlantisch organisiert war das Gesellschaftssystem, dem sie angehörte, schon vor dem Krieg. Mit diesem Hinweis suchte der Osteuropa-Historiker Karl Schlögel (Jahrgang 1948) anlässlich ihres 90. Geburtstages an der Viadrina (Frankfurt/Oder) eine andere Annäherung. Anfangs war Friedrichstein ihre Basis, aber sie war auch früh zu Hause in Basel, Frankfurt am Main, sie traf in Kapstadt Familienfreunde ebenso wie in New York oder Brunkensen, später erweiterte sich dieser große Aktionsraum noch, aus Südafrika kamen Nelson Mandela und Bischof Tutu hinzu, Neville Alexander, Helmut Bleks, aus Amerika Hamilton Fish Armstrong und Fritz Stern, aus Polen Mieczysław Rakowski und Bronisław Geremek, aus der Sowjetunion Lew Kopelew. «Wenn das eine weg war», staunte Karl Schlögel über diese Art der Welt-eroberung, «blieb eben noch das andere». Wahrscheinlich, spitzte Schlögel den Gedanken zu, könne diese Art von «Weltbürger» einen Verlust wie den Friedrichsteins «leichter wegstecken». Das Rad der Geschichte wollte sie nie zurückdrehen.⁵

Als Boris Birger, der russische Künstler, Dissident und Kopelew-Freund, ihr in Moskau das Bild zeigte, das er von ihr gemalt hatte, eine junge, elegante, gutaussehende Frau, mit sehr strenger Miene, reagierte sie verblüfft: «Aber ich bin keine Frau des 19. Jahrhunderts.»⁶ Als was sah sie sich?

Das imposante Schloss Friedrichstein gehörte zur tiefen Provinz, nahe der Grenze zu Polen. Der Danziger Korridor trennte Ostpreußen gemäß dem Versailler Friedensvertrag vom deutschen Kernland ab. Kein Landsitz im Osten war größer, kaum eine Familie wohlhabender als die Dönhoffs. Von diesem Winkel aus erkundete Marion systematisch die Welt, jederzeit reiselustig. Nie sollte sich das ändern, seit sie als junge Frau im eigenen Sportwagen aufbrach in den Balkan und nach Persien, seit sie erstmals in die Vereinigten Staaten reiste oder nach Moskau.

«Sechshundert Jahre Familiengeschichte» seien der Grund für ihre Autorität, erwiderte Nina Grunenberg lakonisch auf eine entsprechende Frage. Am Redaktionstisch der ZEIT hatte sie die

«Gräfin» viele Jahre erlebt. Sie wusste, dass sie gehört wurde völlig unabhängig davon, ob sie Politikchefin, Chefredakteurin, Herausgeberin war, nur als Marion Dönhoff.

Nicht nur ihr ostpolitisches Engagement blieb Egon Bahr in Erinnerung: «Ich kenne in unserem Land keine andere Frau, aber auch keine Person männlichen Geschlechts – mit Ausnahme von Rudolf Augstein –, mit solch einer Unabhängigkeit. Augsteins Unabhängigkeit war auf die Macht des «Spiegel» und auf Geld gestützt, die Unabhängigkeit der Gräfin auf den Kopf und ihre ethische Unantastbarkeit. Niemand hätte es, sage ich jetzt einfach mal ungeschützt, Augstein abgenommen, wenn er gesagt hätte, man müsse den Kapitalismus bändigen. Bei Marion Dönhoff war das glaubhaft ... Das ist keine linke Position, das ist eine historische Position gewesen. Insofern war sie immer, wenn Sie so wollen, ein Gradmesser, an dem man sich messen musste, um zu sagen: Nein, wir akzeptieren diese Sicht nicht, oder: Wir können sie akzeptieren. Man konnte sie nicht vereinnahmen.»⁷

Von allen Annäherungen imponiert mir besonders die Katharina Fockes, eine sozialdemokratische Politikerin, die Brandt besonders nahe stand. Dank ihres Vaters, des Journalisten Ernst Friedlaender, hatte sie die Gräfin näher kennengelernt. Ihre besondere Autorität erkläre sie sich damit, dass sie ein sehr deutsches Schicksal verkörpert habe, mit Flucht und Verlust, aber gleichzeitig an neuen Perspektiven arbeitete. Sie kam aus einer Welt, die noch von der Natur und sehr ausgeprägten ethischen Werten dominiert war, einer ostpreußischen und zugleich europäischen Lebensform, die ihr Orientierung bot, «ihr aber auch möglich gemacht hat, für andere Orientierung zu bieten». Katharina Focke ging dann aber einen Schritt weiter: Marion Dönhoff, argumentierte sie, habe es mit dem Königsberger Immanuel Kant gehalten, der Charakter als «die eigene Schöpfung» beschrieb. «Man war sich einig, dass es unsere Pflicht ist, nicht Bücher, sondern einen Charakter zu entwerfen, und nicht Schlachten und Provinzen, sondern Ordnung und Ruhe in unserem Verhalten zu gewinnen. Unser großes und ruhmreiches Meisterwerk besteht darin, angemessen zu leben.» Ihre Lebensleistung sei «die Entfaltung einer Persönlichkeit mit hoher

Autorität». In dem Geist habe sie sagen können, so Katharina Focke, es gehe ihr darum, zu «lieben, ohne zu besitzen», ein Wort von einer «gewissen Unsterblichkeit».⁸

Freunde und Kollegen gewöhnten sich an, von ihrem ersten und zweiten Leben zu sprechen, eine Formel, die auf sie selber zurückging und die ja auch einleuchtete. Über 36 Jahre erstreckte sich dieses «erste Leben», wie sie es gern nannte: Vom Aufwachsen im Schloss, wo sie geboren wurde, dem Studium in Frankfurt und Basel, bis zum Attentat vom 20. Juli 1944 und dem Tod der Freunde, der tiefsten Zäsur, die dem endgültigen Verlust der Heimat vorausging. Das, was sie ihr «zweites Leben» nannte, umfasste gut 56 Jahre im Westen, ihr Leben als Journalistin in Hamburg, wohin es sie 1946 fast zufällig verschlug und wo sie bis zuletzt bleiben sollte.

Sie führte, einmal im Westen, tatsächlich ein *anderes* Leben, eines ohne Privilegien, ohne Schloss, ohne überlieferten Besitz, sie verwaltete keine Güter, sie genoss nicht mehr das Partyleben in Berlin, sie ritt nicht länger durch Masurens Wälder. Ein kleines Zimmer als Untermieterin bei Freunden in Hamburg musste genügen, jahrelang. So sehr sie den Verlust der Heimat bedauerte, den materiellen Besitz, die Güter und Ländereien, nie verlangte sie etwas davon zurück. Sie reiste durch die Welt, aber spartanisch. Wenn sie ins Engadin fuhr, nach Sils Maria, das sie so liebte, quartierte sie sich nicht im «Waldhaus» ein, dem renommiertesten Haus mit seinem gediegenem Ambiente, Klaviermusik zum Tee und Kerzenscheindinner. Sie zog ein bescheideneres Hotel in der Nähe unten im Ort vor, immer noch exquisit genug. Zu sehr erinnerten sie das Exklusive, der Luxus, das Zeremonielle und leicht Morbide an das Leben, mit dem sie abgeschlossen hatte, an die Welt von Gestern. Das «Nicht-Besitzen», legte sie dem jungen Friedrich Dönhoff (Jahrgang 1967) oben am Silsersee ans Herz, sei doch «ein Wert an sich».

1936, ein Jahr nach der Promotion in Basel, flackerte bei ihr noch einmal ein Funken Hoffnung auf, das Leben könne in Ostpreußen weitergehen, ja die Geschichte Friedrichsteins ließe sich nach Jahrhunderten harten Existenzkampfes vielleicht doch noch in



Auf der Terrasse von Friedrichstein – die Mutter Ria (rechts) mit Marions ältesten Geschwistern Heini, Christa und Yvonne.

sichere Bahnen lenken. In solchen Momenten konnte sie schwärmen gegenüber ihrem Doktorvater: «Manchmal überlegen wir, was wir alles tun würden, wenn wir sehr viel verdient haben, was für Anlagen wir bauen werden, was für Maschinen einstellen, riesen Meliorationen, Wegebauten & Züchtungen anlegen, dann denke ich gewöhnlich, dass, wenn ich «wahnsinnig» viel Geld hätte, ich der Erzeugungsschlacht «ein Schnippchen schlagen» möchte, einen ganz großen Sumpf oder einen Bruch mit etwas Heide, Moos & Wald kaufen würde und kein Mensch dort je etwas anbauen oder pflanzen dürfte. Dann würde ich mir ein paar Schafe halten und Pferde, auf die Jagd gehen und eine herrliche Bibliothek haben. Wäre das nicht schön?»⁹ Sie klammerte sich, man spürt es, nur noch an einen Strohalm.

Zehn Jahre später – 60 Millionen Menschen waren dem Krieg zum Opfer gefallen –, Ostpreußen war polnisch, Königsberg hieß

jetzt Kaliningrad, vertraute sie Salin an: «Lieber Freund, ich bin, für mich selber überraschender Weise, plötzlich in Hamburg gelandet und arbeite an einer sehr anständigen Wochenzeitung. Es macht mir Freude, weil die Leute sehr nett sind und wir im Großen und Ganzen alle etwa einer Meinungsrichtung sind – da im übrigen die nicht gelernten Zeitungsleute überwiegen, ist der ganze Ton auch netter, wie das sonst nicht zu sein pflegt. Ich muss gestehen, dass bei meinem Horror vor allem Journalismus, es erst allerlei Überwindung gekostet hat, dem ehrenvollen Ruf zu folgen, aber ich glaube es wird von den möglichen Dingen doch wohl das Richtigste für mich sein.»¹⁰

Je mehr ich las in ihrer Korrespondenz, umso plausibler erschien mir eine Bemerkung Fritz Sterns im Gespräch über seine Freundin Marion. Er sei davon überzeugt, so der New Yorker Historiker mit den Breslauer Wurzeln, sie habe «ihr erstes Leben heimlich weitergelebt». Dieser Satz hallte mir nach beim Spurensuchen und Schreiben.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de